

<b>Zeitschrift:</b>	Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université
<b>Herausgeber:</b>	Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten
<b>Band:</b>	28 (2002)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	Konkurrenz im Kontext von Wissenschaft und ihren Institutionen : Anmerkungen und Fragen zu einem viel diskutierten Begriff
<b>Autor:</b>	Schuwey, Gerhard M.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-893737">https://doi.org/10.5169/seals-893737</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Konkurrenz im Kontext von Wissenschaft und ihren Institutionen Anmerkungen und Fragen zu einem viel diskutierten Begriff

Gerhard M. Schuwey

### I

Die forschungs- und hochschulpolitische Nichtdebatte komme mit einer sehr kleinen Anzahl von Begriffen aus, konstatierte kürzlich der Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, Karl Ulrich Mayer. Dies zeuge von ihrem scholastischen Charakter. Zu diesen wenigen Begriffen zähle u.a. "Wettbewerb". In der Tat wird man auch für die Schweiz feststellen können, dass die hochschulpolitische Diskussion von einigen Leitbegriffen beherrscht wird, zu denen sicher auch der Begriff Konkurrenz bzw. Wettbewerb gehört, spätestens seit das neue Universitätsförderungsgesetz vom 8. Oktober 1999 in seinen Grundsätzen und Zielen festhielt: der Bund setzt sich für den Wettbewerb unter den universitären Hochschulen ein, um die Qualität von Lehre und Forschung zu fördern.

### II

Kaum eine Bestimmung des neuen Gesetzes hat indes so viel Skepsis und, zumindest in einigen akademischen Kreisen, auch Widerspruch hervorgerufen wie gerade diese Zielsetzung. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlich. In seiner Rede zum Dies academicus 2001 (s. hiervor) hat sich der Rektor der Universität Bern, Christoph Schäublin, in brillanter Weise mit den Inkonsistenzen auseinander gesetzt, die die bisherige Debatte prägten. Und wo sollen die Grenzen des Wettbewerbs liegen? Es kann nicht darum gehen, diese Fragen hier auch nur ansatzweise zu beantworten; es geht darum, sie überhaupt erst zu stellen. Man hat in der Tat oft den Eindruck, dass die einen fast gläubig darauf hoffen, die grossen Probleme, mit denen sich die Universitäten heute konfrontiert sehen, würden sich von selbst lösen, sobald es nur mehr Wettbewerb gibt. Die andern wiederum sehen im Wettbewerb eine Bedrohung elementarer Grundwerte. Unbestritten ist, dass hier Diskussionsbedarf besteht und dass es letztlich auch um die Frage geht, welche Art von Bildung oder Wissenschaft wir wollen.

### III

*Wettbewerb der Ideen.* Wettbewerb ist in der Wissenschaft grundsätzlich kein fremder Begriff. Im Genteil. Die Wissenschaft hat immer von Wettbewerb und Konkurrenz gelebt. Dies gilt für alle wissenschaftlichen Bereiche. Unter der Überschrift „Stimulierender Wettbewerb“ beschreibt Kurt Marti in einem kürzlich veröffentlichten Artikel jene Zeit, als zwischen den evangelisch-theologischen Fakultäten der Deutschschweiz mit ihren Exponenten Karl Barth (Basel), Emil Brunner (Zürich) und Martin Werner (Bern) ein stimulierender Wettbewerb herrschte. Die damaligen Auseinandersetzungen hätten sogar unter den so genannten „Laien“ Neugier und Interesse an theologischen Fragen geweckt. Niemand wäre auf den Gedanken verfallen, theologische Fakultäten zu fusionieren; vielmehr hatten diese alle ein *klares, eigenes Profil* und wurden auch so wahrgenommen. Weiter erinnert sich Kurt Marti daran, wie das Nebeneinander von zwei theologischen Fakultäten an der Universität Bern sich auf sein Studium positiv auswirkte und wie er die kleine christkatholische Fakultät als inspirierende Alternative erlebte. Hier habe er mehr theologische Anregung und Horizontweiterung erlebt als an der eigenen Fakultät.

Diese Zeiten haben sich geändert. Nicht selten kann man heute beispielsweise hören, dass gerade die geisteswissenschaftlichen Fächer arg zersplittet seien und zu grösseren Einheiten fusionieren müssten, wenn sie weltweit konkurrenzfähig bleiben wollten. Ist diese Forderung nicht zu einfach und verkennt sie nicht den Charakter dieser Fächer? Gefährdet sie zum Beispiel nicht gerade den binnengesellschaftlichen Wettbewerb unter den Fakultäten und den einzelnen Fächern, wie Kurt Marti ihn so eindringlich schildert? Wie steht es also, allgemeiner formuliert, um den Wettbewerb der Ideen? Eines steht fest: dieser Wettbewerb mag in unterschiedlichem Masse auch ökonomische Bedeutung haben, er ist in sich selbst aber kein bloss ökonomischer Wettbewerb. Dies mag trivial erscheinen, aber vermutlich müssen wir heute wieder lernen, das Phänomen des „Wettbewerbs der Ideen in der Wissenschaft“ angemessen zu verstehen. Also wieder verstehen lernen, wie *dieser* Wettbewerb tatsächlich strukturiert ist, nach welcher „Logik“ er sich tatsächlich vollzieht. Sicher ist, dass finanzielle Anreize und das blosse Reorganisieren von Facheinheiten *allein* nicht genügen; sofern sie hier überhaupt etwas bewirken, den Wettbewerb der Ideen zu fördern, zu nähren und aufrecht zu erhalten.

## IV

*Wettbewerb um die Mittel.* Dass die Finanzierung der Hochschulen und der wissenschaftlichen Institutionen leistungsbezogen erfolgen soll, kann man heute kaum mehr in Frage stellen. Kritisch zu diskutieren ist allerdings nach wie vor die Frage des „Wie“, d.h. nach welchen Kriterien die leistungsbezogene Finanzierung der Hochschulen erfolgen soll. Das neue Universitätsförderungsgesetz des Bundes misst die Kompetitivität in der Forschung auch daran, wie weit es den einzelnen Institutionen gelingt, Drittmittel zum Beispiel von Seiten des Nationalfonds, von privater Seite oder aus andern Quellen zu mobilisieren. Es ist noch zu früh, irgendwelche Aussagen über die Auswirkungen dieser Bestimmung zu machen. Nach Ablauf der Einführungsperiode wird eine sorgfältige Analyse des neuen Allokationsmodells darüber Aufschluss geben können. Was allerdings schon heute festgestellt werden kann, ist, dass die verschiedenen betroffenen Kreise von Jahr zu Jahr mit grosser Aufmerksamkeit allfällige Verschiebungen der Mittel im Auge behalten und auch kleinste Veränderungen bei der Mittelzuteilung argwöhnisch beachten und hinterfragen. Die Einführung dieses Modells hat zumindest die hochschulpolitische Debatte um die gerechte Verteilung der knappen Ressourcen in Gang gebracht. Verhängnisvoll wäre, wenn dieser (zugegebenermassen sehr generelle) Leistungsindikator der Drittmittelakquisition unkritisch auch zum Massstab für die inneruniversitäre und innerinstitutionelle Verteilung der Mittel genommen würde. Nicht alle Wissenschaftsbereiche haben im gleichen Ausmass die Möglichkeit, Drittmittel anzuziehen. Hingewiesen sei hier besonders auf die Stellung und Bedeutung der kleinen Fächer, insbesondere bei den Geisteswissenschaften. Diese so genannten Nischenfächer, die oft nur wenige Hauptfachstudierende zählen, tragen wesentlich zum intellektuellen Reichtum philosophischer Fakultäten bei und erfüllen unter verschiedenen Aspekten wichtige Aufgaben. Solche Fächer müssen ebenfalls über eine ausreichende Grundausstattung verfügen, um in der Lage zu sein, ihre Aufgaben wahrnehmen zu können. Es wäre nicht zu vertreten, wenn sie etwa unter dem Aspekt einer inneruniversitären Optimierung, sprich: Vereinheitlichung der Betreuungsverhältnisse, geopfert würden. Gerade an diesen Beispielen zeigen sich deutlich die Grenzen einer Politik, die sich nur am quantitativen Output als Massstab eines funktionierenden Wettbewerbs orientiert.

Ein Schluss aus diesen Überlegungen: Eine leistungsorientierte Finanzierung der Hochschulen hat ihre Bedeutung, indem sie den Institutionen wichtige Hinweise geben kann für ihre aktuelle relative Stellung zu andern Institutionen. Der erwähnte Indikator der Drittmittelakquisition taugt jedoch kaum als Massstab für die inneruniversitäre Mittelverteilung. Hier zeigt sich die grosse Verantwortung der Universitätsleitungen. Sie haben es in der Hand, bei der internen Ressourcenverteilung auf die Disziplinen dafür Sorge zu tragen, dass deren Bedeutung für den gesamten Kosmos der Wissenschaften angemessen und nachhaltig berücksichtigt wird.

## V

*Wettbewerb um die Studierenden.* Der langjährige Präsident der Universität Stanford, Gerhard Casper, soll auf die Frage, was er an den deutschen Universitäten ändern würde, wenn er einen Wunsch frei hätte, geantwortet haben: „Ich würde der Hochschule das Recht gewähren, sich ihre Studenten selbst auszuwählen.“ Ein solcher radikaler Wandel würde einen Bruch mit unseren bisherigen Bildungstraditionen bedeuten. Nach wie vor beruht unser Bildungssystem auf dem Gedanken, dass alle, die eine Mittelschule mit einer eidgenössisch anerkannten Matura abgeschlossen oder sonst ein gleichwertiges Diplom erworben haben, im Prinzip auch freien Zugang zu unseren Universitäten haben. Aber auch innerhalb dieses Systems möchte man Anreize schaffen, damit die Studierenden ihre Universität noch gezielter wählen. Ein umfassendes Informationssystem soll sicherstellen, dass Studierende ihre Universitäten in Kenntnis der spezifischen Bildungsangebote aussuchen können.

Es ist sicher mehr als begrüssenswert, wenn junge Leute „ihre“ Hochschulen bewusster auswählen. Im Hinblick darauf sind zweifelsohne grössere Anstrengungen zu unternehmen. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, zeigt ein Blick auf die regionale Herkunft der Schweizer Studierenden an den einzelnen Hochschulen: Fast 70% aller Studierenden mit Wohnsitz in der Schweiz immatrikulieren sich an jener Hochschule, die ihrem Herkunftsamt *am nächsten liegt* <sup>1)</sup>. Die statistischen Resultate lassen den Schluss zu, dass die Reisedistanz "Herkunftsamt – Studienort" für die Wahl der Hochschule von überragender Bedeutung ist.

<sup>1)</sup> Andrea H. Meyer, Einzugsgebiete der universitären Hochschulen in der Schweiz. / *Zones d'attraction des hautes écoles universitaires en Suisse*. Bundesamt für Statistik, Neuenburg 1999.

Besonders ausgeprägt ist die regionale Anziehungskraft bei den kantonalen Universitäten von Basel, Bern, Genf, Neuenburg und Zürich (wobei die Uni Zürich, die grösste Universität mit dem breitesten Fächerangebot, zusätzlich noch die ganze Ost- und Zentralschweiz als näheres Einzugsgebiet hat). Deutlich weniger regionalen Charakter weisen die Universitäten von Freiburg und St. Gallen sowie die beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen auf, deren Studierende im Durchschnitt erheblich grössere Reisedistanzen in Kauf nehmen. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlicher Art. Neben dem speziellen Fächerangebot sind offenbar auch 'Studentraditionen' aus religiösen bzw. historischen Gründen immer noch von grosser Bedeutung. Die Sprache ist ein weiterer ganz wichtiger Faktor bei der Wahl des Studienplatzes. Die Schweizer Studierenden bleiben gemäss der gleichen Studie zu 80% - 95% in ihrer eigenen Sprachregion.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich der prozentuale Anteil der einzelnen Universitäten an der Gesamtstudierendenzahl in den letzten 20 Jahren wenig verändert hat. Lediglich die Universität Freiburg und die EPFL konnten ihren Anteil zulasten der Universitäten Basel, Bern, Zürich und Genf signifikant erhöhen. Werden sich diese Verhältnisse ändern, nachdem die Bundesbeiträge vermehrt auf die Zahl der Studierenden abstellen? Werden sich die Universitäten gezwungen sehen, zusätzlich um Studierende zu werben? Werden sie zum Beispiel wie in den Niederlanden neue Studiengänge entwickeln, um zusätzlich Studierende anzuziehen? Auch hier werden konkrete Aussagen erst nach Ablauf der Einführungsphase des neuen Allokationsmodells mit einer gewissen Zuverlässigkeit möglich sein. Anders stellt sich die Situation bereits heute auf der Ebene der Doktoranden- und Nachdiplomstudien dar. Gemäss der Erhebung des Bundesamtes für Statistik stammen rund 40% der Nachdiplomstudierenden aus dem Ausland. Viele kommen eigens zu diesem Zweck in die Schweiz. Offensichtlich sind unsere Hochschulen gerade auf dieser Stufe auch international sehr kompetitiv und vermögen motivierte Studierende anzuziehen. Der Wettbewerb um die Studierenden wird deshalb wohl auch in Zukunft eher auf dieser Stufe stattfinden und zu fördern sein.

Mit dem von der Bologna-Deklaration vorgeschlagenen zweistufigen Studienmodell werden zusätzliche Mobilitätsanreize geschaffen. Der Erstabschluss nach dem Bachelor wird zweifelsohne dazu führen, dass gerade die aufgewecktesten Studierenden ihren Master dort machen wollen, wo sie die besten Voraussetzungen finden. Ob wir es wollen oder nicht, all dies wird dazu führen, dass der Wettbewerb um die Studierenden für die Hochschulen künftig jedenfalls eine grössere Herausforderung darstellen wird als bisher. Um auf unser Thema zurückzukommen: Beim Wettbewerb um die Studierenden haben wir es – zumindest hier – mit einer Form des Wettbewerbs zu tun, die direkt mit der genuinen Mission der Universitäten, genauer: einem Teil davon, nämlich ihrem akademischen Bildungsauftrag, verknüpft ist. Gegebenenfalls wird hier die grosse Herausforderung darin bestehen, die Bildungsnachfrage seitens der Jugend mit dem tradierten Bildungsauftrag unserer Institutionen und den tradierten Bildungsinhalten der disziplinären Curricula verantwortungsvoll zu vermitteln.

## VI

Heute steht nicht mehr zur Frage, ob wir den Wettbewerb für den Hochschulbereich akzeptieren wollen oder nicht. Vielmehr geht es darum, sorgfältig zu überlegen, welchen Wettbewerb wir meinen, auf welcher Stufe wir mit welcher Form des Wettbewerbs ansetzen sollen, wo neue Elemente des Wettbewerbs welche Vorteile bringen können und wo im Hochschulbereich gegebenenfalls auch die Grenzen des Wettbewerbs liegen. Es wäre zu einfach, all denen, die für mehr Wettbewerb eintreten, zu unterstellen, sie würden undifferenziert einer Ökonomisierung der Bildung und Wissenschaft das Wort reden. Die Debatte um den Begriff des Wettbewerbs droht in der Tat rasch einen scholastischen Charakter anzunehmen (um das eingangs zitierte Wort von Karl Ulrich Mayer zu wiederholen), wenn man sich nicht die Mühe nimmt, sorgfältig hinzusehen, was man eigentlich meint und wo im Interesse von Bildung und Wissenschaft die Chancen, die Risiken und Grenzen des Wettbewerbs liegen. Es ist das eine Aufgabe, die wir nicht von heute auf morgen „lösen“ können. Denn hier geht es um die Gestaltung unserer Hochschulen für die Zukunft: ein Prozess, an dem - zusammen mit den Verantwortlichen der Bildungspolitik - alle nach Massgabe ihrer Verantwortung partizipieren sollen, - auch und gerade die Professorenschaft.